



Lübecker Holstentor, geplanter Horten-Neubau: „So nahe wie möglich an der Lauflinie des Kundenstroms“

Tournee ist unauffällig und unaufwendig, und nicht einmal Dylans Plattenfirma CBS in New York weiß genau, wo ihr Star jeweils steckt.

Mundpropaganda, Kleinanzeigen in der Lokalpresse und Ankündigungen der örtlichen Rundfunksender weisen auf Dylans Auftritte hin, mit denen er, sozusagen Off Broadway, seine Jesus-Konzerte für die später geplante Rückkehr als Rock-Messias in die großen Show-Arenen testet.

Bei diesen Auftritten wird deutlich, daß ihm der missionarische Eifer die Zunge gelöst hat. Zwischen dem Vortrag neuer Christen-Lieder, die seit „Slow Train Coming“ sein Repertoire bestimmen, schwadroniert er von seinen Eingebungen und Erweckungs-Erlebnissen.

Wenn er früher, in vorchristlicher Zeit, einmal einen besonders redseligen Abend hatte, reagierte er höchstens mit einem lakonischen „Dankeschön“ auf den Beifall oder leitete Songs mit Bemerkungen ein wie „Dieses Lied ist über die Ehe“ oder „dieses Lied ist Marlene Dietrich gewidmet“.

Jetzt hämmert er auf sein Publikum ein wie ein professioneller Wanderprediger: „Ihr hört nicht viel über Gott in diesen Tagen. Wir werden den ganzen Abend über ihn reden. Wir werden nicht über Mystizismus reden oder über fernöstliche Religionen oder über Meditation. Wir reden nur über Jesus. Böse Geister hören den Namen nicht gern. Ich sage euch gleich, wenn ihr böse Geister in euch habt, werdet ihr das gar nicht mögen.“

Die Zuhörer von Hartford reagieren matt auf das Evangelisten-Spektakel. Und wenn Dylan die Bühne seinen Gospel-Damen überläßt, wandern viele ab aus dem Publikum und kommen erst wieder, wenn der mythische Meister wieder leibhaftig auf der Szene er-

scheint: Sie sind seinetwegen da, und es stört sie nicht, wenn er von Jesus redet.

Dylan ist selbstsicher wie eh und je und scheint auch diesmal wieder unerschütterlich darauf zu setzen, daß das Massenpublikum ihm, nach skeptischem Zögern, auch auf diesen neuen Trip folgen wird.

So war es, als er vom Folk- ins Rock-Lager überwechselte, auch als er 1968 in Nashville seinen Stil mit Country-Music verwässerte und damit die Rock-Freaks schockierte. Dylan glaubt, daß er schließlich auch mit seinen musikalischen Gottesdiensten die Fans wieder um sich scharen wird.

Die australische Reporterin Karen Hughes hat Dylan auf seiner Jesus-Tournee in Hartford aufgespürt und über den Auftritt für die New Yorker „Village Voice“ berichtet. Sie traf einen „bescheidenen, aufrichtigen, höflichen, gedulden und weniger zornigen“ Showstar als gewohnt.

Er hat sich das Trinken abgewöhnt und will so weitermachen wie jetzt. Dylan: „Bis das Feuer ausgebrannt ist.“

diente es nie als Wehrbau: Kanonen und Kasematten blieben unbenutzt.

Um so mehr dienten die Rundtürme mit den Kegeldächern als Markenzeichen — für Lübecker Produkte wie Flaschenbier und Marzipan — und als Werbesignet für die Stadt, etwa als Aufkleber fürs Autoheck.

Zum jedermann vertrauten Wertsymbol wurde der Traditionsbau spätestens im Jahre 1958, als die Deutsche Bundesbank ihn auf die Rückseite ihres Fünzfzigmarkscheines hob.

Das Original, als Stadtmuseum hergerichtet, ruht indessen auf einer Garteninsel ziemlich isoliert, nur schwer zugänglich, von Autoströmen umtost — wie ein großer, klinkerfarbener Briefbeschwerer auf grüner Matte.

Nun steht ihm eine neue Karriere als Emblem bevor: Der Düsseldorfer Kaufhauskonzern Horten KG errichtet in seiner unmittelbaren Nachbarschaft seine jüngste Kundenfalle. Längst macht der einprägsame Stabreim die Runde, „Horten am Holstentor“; und schon zeichnet sich drohend das Kürzel ab: „Hortentor“.

Bei soviel Brisanz darf niemanden wundernehmen, daß die Stimmung in Lübeck der lateinischen Inschrift über dem Holsten-Torbogen kraß widerspricht: „Concordia domi foris pax“.

Über die Frage, ob überhaupt — und wenn ja, dann wann, wie und wo — Horten in Lübeck ein Kaufhaus bauen könne, solle oder dürfe, stritten in den letzten zehn Jahren nicht nur der Senat und der Konzern miteinander; es zerstritten sich die Bürgerschaft und die Bürger, Geschäftswelt und Architektenschaft — sogar die zweiköpfi-

* „Drinnen Eintracht — draußen Friede“.

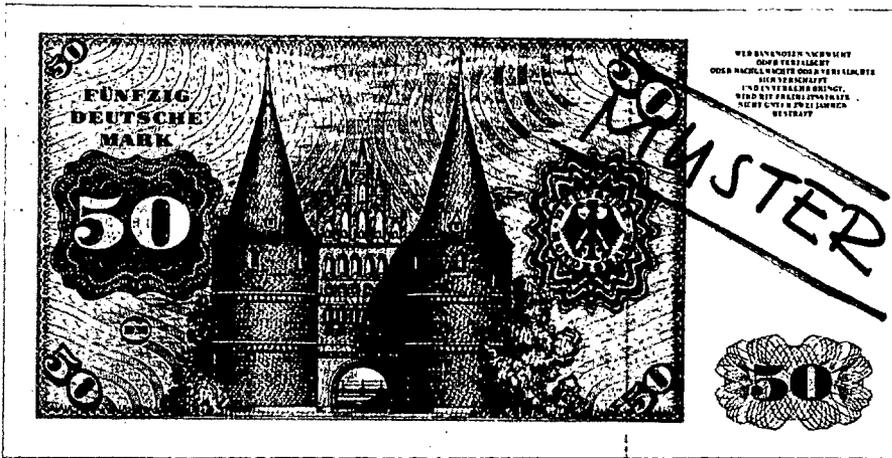
STÄDTEBAU

Letzte Schlacht

Zehn Jahre feilschten die Stadt Lübeck und der Kaufhauskonzern Horten — in der Pfingstwoche wurden sie einig: Horten baut ein Warenhaus am Holstentor.

Lübecks Wahrzeichen, das Holstentor, war in 500 Jahren nie, was es hätte sein sollen. Dennoch wurde es vielen unentbehrlich — vor allem dem Kommerz.

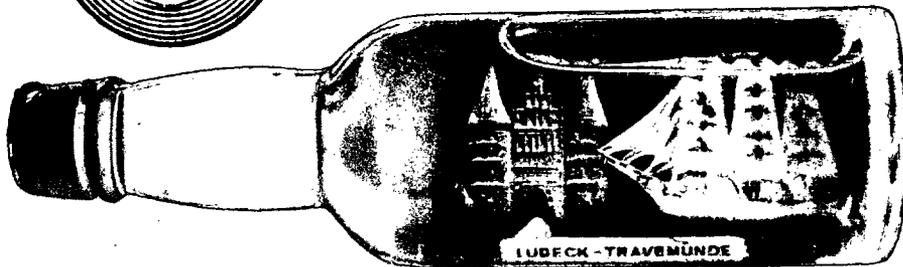
Bereits beim Bau im Morast versackt und bei Fertigstellung schon veraltet,



DA S ZEICHEN FÜR QUALITÄT
KUNSTSTOFF-FÄRBER
GMBH

- Das Kunststoff-Fenster der Zukunft
- Rolladen für den nachträglichen Einbau
- Komplett Montage innerhalb von 10 Tagen möglich!

Kunststoff-Jaeger GmbH., Arnimstr. 65, 24 Lübeck 1. Tel. 0451 / 62 15 25



Holstentor-Darstellungen*: „Drinnen Eintracht, draußen Friede“

ge FDP-Fraktion war unversöhnlich uneins.

Ein „Ja“ zu Hortens Verlangen, so warnte die „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit“ noch im Herbst letzten Jahres, wäre „das schimpflichste ‚Ja‘ seit dem ‚Ja‘ zum Bau von Karstadt“.

Schimpf luden die Lübecker nach 1945 nicht nur durch die Baugenehmigung für einen häßlichen Karstadt-Klotz neben dem Rathaus-St.-Marien-Komplex auf sich. Auch sonst verfuhrten sie beim Wiederaufbau der 1942 zerbombten Altstadt mit ihrem historischen Erbe oft rigoros.

Bei der Neugestaltung des Marktplatzes wurde der Pranger abgetragen. Vis-à-vis von St. Petri wurde eine nierenförmige Hochgarage zwischen gotische Bürgerhäuser gequetscht. Noch in den siebziger Jahren wurde der Bestand

an Bürger- und Handwerkerhäusern rüde gelichtet.

Der Kunsthistoriker Michael Brix registrierte „beschämende Beispiele verlogener Anpassungsarchitektur“. Denn Handel und Gewerbe haben im Verein mit der Verwaltung aus der einst gut durchmischten Altstadt eine fast reine Geschäfts- und Büro-City gemacht.

So beginnt die Innenstadt zu veröden, „zu einem toten Warenlager zu werden, über dem nur noch hin und wieder Glocken läuten“, so der Architekturtheoretiker Jonas Geist in seiner Monographie „Versuch, das Holstentor zu Lübeck im Geiste etwas anzuheben“.

Zu spät entwickelte die Bauverwaltung Pläne für einen entlastenden City-Ausläufer vor dem Holstentor, zum Hauptbahnhof hin — nicht zu spät für Horten freilich.

Als sich die Lübecker vor rund zehn Jahren die Frage stellten, ob denn Karstadt Konkurrenz vertragen könnte,

nahm Horten die Antwort gleich vorweg. Die Firma erwarb das Parkhotel am Holstentor und erklärte: Nur hier oder gar nicht.

Empörung kam nicht nur von denkmalbewußten Bürgern, Proteste wurden vor allem beim Einzelhandel laut, der von einem neuen Magneten am Stadteingang eine Minderung der City-Zugkraft fürchtete.

Noch bevor die Bürgerschaft im Jahre 1974 ihr grundsätzliches Einverständnis zu einem Kaufhausbau am Holstentor gab, hatte Bausenator Hans-Dieter Schmidt gegenüber den „Lübecker Nachrichten“ erklärt: „In dieser wertvollen Nachbarschaft“ würde „selbstverständlich nicht die übliche Horten-Strickmusterfassade geduldet“. Von der war der Konzern sowieso gerade abgerückt.

Hinter dem Aluminium-Wabenlook, den Architekt Egon Eiermann einst im Auftrag des ehemaligen Alleinbesitzers entworfen hatte, steckte nicht nur Helmut Hortens Ehrgeiz, zwischen Kiel und Kempten ein Warenzeichen präsent zu haben, von der Fassade bis zur Warentüte.

Die neutrale Einheitsfront sollte auch kurzfristige technische Veränderungen an Fenstern und Klimaanlage und somit Unansehnlichkeiten kaschieren: Nur: Bald mochten die Bundesdeutschen die Fassade nicht mehr sehen.

Nach großem Krach in Regensburg — wo Horten 1972 die klassizistische Fassade der aufgekauften Alten Wache wie eine riesige Briefmarke vor die Wabenfront geklebt hatte — überkam die Konzernleute Einsicht: Künftig sollten Horten-Häuser in den Städten keine Fremdkörper mehr sein.

Horten Nr. 57 in Bielefeld wurde 1976 völlig verklindert. Auch Horten Nr. 58, das im nächsten Jahr in Hamburg-Wandsbek eröffnen soll, bekommt eine Ziegelfassade.

Mitspracherecht bei der Materialauswahl war nur eine von vielen Bedingungen, von denen die Lübecker Bürgerschaft ihre Zustimmung abhängig machte. Horten mußte sich zudem verpflichten, einen bundesweiten Architektenwettbewerb zu finanzieren, von dem man sich eine städtebaulich vernünftige Lösung für die Umgebung und akzeptable Gestaltungsvorschläge für den Kaufhausbau erhoffte.

Die „Lübeckischen Blätter“ fanden einen mit dem dritten Preis bedachten Entwurf noch am ehesten akzeptabel, weil er „ein versteckt eingegrabenes kleines Kaufhaus“ vorsah. Doch die „Maulwurflösung“ war für Senator Schmidt ebenso undiskutabel wie für den umsatzorientierten Bauherrn. Schmidt: Es sei schon „schwierig, mit nur einem Baukörper Städtebau machen zu wollen“.

Die Preisrichter (neben anderen die Planungsprofessoren Rudolf Hille-

* Als Papiergeld-Symbol, Werbesignet, Marken-Zeichen und Andenken-Kitsch.

brecht, Friedrich Tamms, Peter Zlonicky) zeichneten mit dem Ersten Preis einen Entwurf aus, dem sie eine „sympathische Grundhaltung“ bescheinigten. Der Lübecker Altmeister Karl Horenburg und das Braunschweiger Ehepaar Maija Hakala-Meyer und Dirk Meyer, so befanden die Juroren, böten mit ihren Plänen eine Architektur, die „sich ein- und unterordnet, ohne zu verleugnen, daß es sich um ein Bauwerk unserer Zeit handelt“.

Der Entwurf sieht einen niedrigen, dreigeschossigen, klar gegliederten Kaufhaus-Trakt vor. Unter seinen geneigten Kupferdächern mit langen Firsten wird das rotbraune Backsteinmauerwerk immer wieder von Fensterflächen unterbrochen, zuweilen bis zum Granitsockel herab: für Restaurants und Ateliers oder als Schaufenster unter Arkaden zur Trave hin. Terrassen bieten Ausblicke auf St. Marien, St. Petri und den Dom. Der Haupteingang liegt, natürlich, auf der Baufluchtlinie vis-à-vis vom Holstentor.

Um diese Linie entbrannte die letzte große Schlacht.

Die Horten AG wollte mit der Kaufhausfront „so nah wie möglich an die Lauflinie des Kundenstroms“ ran — nach der Maxime: „Der Kunde muß ins Haus fallen.“ Sie wollte auch mindestens 16 000 Quadratmeter Verkaufsfläche — nach der Maxime: „Das Angebot muß möglichst umfangreich sein.“

Tatsächlich sind Hortens geräumigste Häuser auch die umsatzstärksten: Hannover, Hamburg und Düsseldorf haben zwischen 17 100 und 20 700 Quadratmeter Verkaufsfläche und machen zwischen 145 und 168 Millionen Mark Jahresumsatz.

Doch Lübecks Bürgerschaft ließ sich nicht erweichen. Horten mußte das Bauvolumen verringern und andere Einschränkungen akzeptieren: Zurücknahme der Baufluchtlinie um 16,50 Meter, Minderung der Verkaufsfläche auf 12 000 Quadratmeter, Firsthöhe 18,50 Meter, Traufenhöhe 15,60 Meter.

Die zurückgesetzte Bauflucht soll nicht nur gebührenden Abstand zum Holstentor garantieren, sondern auch eine breite Sichtschneise auf die eindrucksvollen alten Salzspeicher an der Trave.

Um auch Laien die Größe des geplanten Baukörpers zu verdeutlichen, mußte Horten an Ort und Stelle und exakt auf der Baufluchtlinie Stahlrohrgestelle montieren lassen, mit Schildern wie „Hier Traufenhöhe“ und „Hier Arkadenhöhe“.

So wird „Horten Lübeck“ — mit Baukosten in Höhe von 50 Millionen Mark — zwar des Konzerns mit Abstand teuerste, aber eine nur durchschnittlich große Filiale. Eins freilich ist sie schon jetzt: die bekannteste.

Dramaturgie der Zellteilung

Die Schriftstellerin Ursula Krechel über den Film „1 + 1 = 3“

Ursula Krechel, 32, veröffentlichte 1975 einen Bericht aus der Frauenbewegung („Selbsterfahrung und Fremdbestimmung“), 1974 das Theaterstück „Erika“ und Gedichtbände („Verwundbar wie in den besten Zeiten“, 1979).

Daß eine unverheiratete Frau schwanger wird und daß der Vater ihres Kindes sich nicht zu ihrem Mann eignet, konnte im 19. Jahrhundert mit gutem sozialen Grund der Vorwurf zu einer Tragödie sein. Schon Wedekind mußte die Befruchtung in die frühe Pubertät eines stürmischen Frühlingserwachens legen, um daraus einen dramatischen Schluß ziehen zu können. Autorinnen des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts, etwa die Russin Alex-

3“, Buch und Regie sind fest in ihrer Hand, ist so einfach wie überzeugend: Schwangere Frau will Kind haben, schickt den biologischen Vater zum Teufel, weil sie der Beziehung keinen Spaß mehr zutraut, verwehrt einem sich anbietenden sozialen Vater seine nesthockerische Gluckentätigkeit und rundet sich neun fröhliche, turbulente Monate hindurch.

„1 + 1 = 3“ ist eine Komödie, und das ist bedeutsam. Haben die vormaligen Autorinnen ihre Heldinnen noch mit einem backenmuskelverspannenden Ernst raus aus dem Patriarchat und rein in die uneheliche Mutterschaft geschickt, so wollte ich mir jetzt gerne die Augen reiben: Was ist kurz nach



„1 + 1 = 3“-Darsteller Adelheid Arndt, Graf: Kindswütige Frau, düpiertes Vater

andra Kollontai oder Irmgard Keun, entlassen ihre Heldinnen aus dem abgestandenen Schlafzimmertief des Patriarchats in eine ungeschützte Freiheit, entlassen sie, wie Ibsen Nora mit einem Handkofferchen in die Welt geschickt hat, mit einem befruchteten Ei, sicher in der Gebärmutterwand eingestekt.

Denkbar und überaus wünschenswert wäre es, wenn Frauen, Autorinnen, Filmrinnen, heute der männlichen Dramaturgie des Filmschnitts (Leichen pflastern seinen Weg) eine Dramaturgie des Werdens, des Gebärens entgegenstellen wollten, eine Anti-Dramaturgie, die freilich tolldreist und erbarmungslos durch die Raster der Förderungsprämien, Drehbuch- und Zahnersatzbeihilfen und wie die Ölfelder der Filmwirtschaft alle heißen, fallen müßte, eine hüpfende Dramaturgie der Eisprünge, die von filmisch, ästhetisch „unerledigten“ Erfahrungen ausgeht.

Die Zeichen stehen gut für Heidi Genée. Der Plot zu ihrem Film „1 + 1 =

dem grauerregenden Jahr des Kindes plötzlich so lustig daran, ein Kind zu kriegen? Was hat sich die Filmerin Heidi Genée ausgedacht, hat sie nach der fröhlichen Wissenschaft eine fröhliche Schwangerschaft erfunden?

Wir wissen, und dieses Wissen nehmen wir mit ins Kino, es gibt viele rationale Gründe, kein Kind zu bekommen und nur ein ganz irrationales, mütterliches Argument dagegen, dem wir den Fortbestand der Menschheit verdanken sowie die wenigen ausgewählten Menschenexemplare, die wir lieben, das Argument, trotz alledem ein Kind haben zu wollen.

In der Nachmittagsvorstellung des Schwabinger Kinos, in dem ich „1 + 1 = 3“ sah, saßen fast ausschließlich Frauen im gebärfähigen Alter. In einem Vorfilm traten viele adrette Frauen mit fröhlich gefönten Frisuren ins Bild. Zu erfahren war, daß die Zeitschrift „Brigitte“ für alle Frauen da ist. Auch „1 + 1 = 3“ ist für alle Frauen